

Hölderlins Republikanertum in Tübingen

Von Adolf Beck

... und eine schönere Geselligkeit
als nur die ehern-bürgerliche mag reifen!
Hölderlin an Christian Landauer
Februar 1801

Am 7. Juni 1968 sprach Pierre Bertaux von der Sorbonne, ein Hölderlin-Forscher von Rang, vor der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Düsseldorf über ‚Hölderlin und die Französische Revolution‘. Am 10. Juni berichtete die Frankfurter Allgemeine Zeitung sehr zustimmend über den Vortrag. Am 6. August druckte sie seine Hauptteile. Die Sache hat zeitgemäße Sensation gemacht. Hölderlin ist, wieder einmal, „aktuell“ geworden. Über dem Berichte stand das Kern- und Schlagwort „Jakobiner“.

1. „Daß Hölderlin ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution, ein Jakobiner war und es im tiefsten Herzen immer geblieben ist . . .“
2. „Von Hölderlins drei großen Erlebnissen: dem Wesen der Griechen, der Liebe zu Susette Gontard und der Revolution ist das letztere das entscheidende gewesen.“

Das sind zwei Hauptthesen Bertaux' über Hölderlins Leben und Denken. In der französischen Germanistenzeitschrift vertrat er sie schon 1965¹, formulierte sie aber noch schärfer: Hölderlin war und blieb „un Jacobin enthousiaste, convaincu, passionné, sans réserves“; die Revolution war „l'événement majeur (das Erlebnis) de son existence“.

Im folgenden sollen die Dinge nüchtern betrachtet, Bertaux' erste These je nachdem bestätigt, zurechtgerückt oder abgewiesen werden. Der Gedanken- und Beweisgang muß ihr streckenweise auf den Fersen bleiben. Die wissenschaftliche Erörterung der zweiten These ist ohne subjektive Färbung – wie sie der These selbst anhaften dürfte – wohl kaum möglich. Sie soll in einem erweiterten Gang der Darstellung etwas später versucht werden. Dabei muß auch die so heikle wie wichtige Frage angegangen werden, wie sich bei Hölderlin das „Erlebnis“ der Revolution (und das der Griechen) zu dem „Erlebnis“ des „Vaterlandes“ verhält, das in der zweiten These nicht unter den „großen Erlebnissen“ erscheint. – Der beschränkte Raum erfordert Knappheit der Ausführung, Beschränkung auf das Wesentliche und Eingrenzung des Themas – fast ausschließlich – auf die Jahre Hölderlins in Tübingen. Die Grundlagen sind,

wie natürlich, Äußerungen Hölderlins und anderer, darunter solche, die Bertaux nicht zitiert, nicht sichtbar in die Waage gelegt hat, die jedoch zur Sache Wichtiges besagen. –

Zur Orientierung vorab eine Skizze der Hauptschritte der Revolution. Nach Einberufung der Generalstände erklärte sich am 17. Juni 1789 der Dritte Stand als Verfassunggebende Nationalversammlung. Am 14. Juli wurde die Bastille gestürmt, am 26. August die Menschen- und Bürgerrechte verkündet. (Hölderlin war knapp ein Jahr im Stift, mit Neuffer und Magenau in einem hochgemuten Dichterbund vereint.) Am 14. Juli 1790 feierte Paris das Föderationsfest („Bundesfest“), ein wahres Fest des Volkes, ein Fanal seines Willens zur Verbrüderung und „Erneuerung“, das jedoch den Ausbruch und Austrag prinzipieller Gegensätze der Faktionen nicht aufhielt. 1791 wurde die Verfassunggebende von der Gesetzgebenden Versammlung abgelöst. In ihr führten, zwischen Monarchisten (Feuillants) und Radikalen (Jakobinern und Cordeliers) stehend, die Girondisten, gemäßigte Republikaner, großenteils dem Bildungsbürgertum und der Provinz entstammend. (Hölderlin schrieb damals seine idealbegeisterten Tübinger Hymnen.) Die Girondisten waren es, die 1792 den Krieg gegen die Monarchien betrieben, der am 20. April an Österreich und Preußen erklärt wurde und in diesem ersten Jahr zu Frankreichs Gunsten ablief. Am 10. August wurden die Tuilerien erstürmt, der König abgesetzt. Es folgten die September-Morde, der Aufruf zum levée en masse, die Abschaffung der Monarchie, die Errichtung der Republik. (Hölderlin stand in dem Denkerbunde mit Hegel und Schelling und begann seinen ‚Hyperion‘.) Im Konvent, der 1792 zusammentrat, trieb der liberale Demokratismus bald dem Radikalismus und einer Diktatur der Jakobiner zu, die besonders im Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß herrschten. Am 2. Juni 1793 wurde die Gironde von der Montagne niedergedrungen, von ihren Führern der größere Teil Ende Oktober, der Rest 1794 hingerichtet oder auf dem Lande toteschlagen. „La terreur est à l'ordre du jour.“ (Hölderlin setzte den ‚Hyperion‘ fort und schrieb sein hymnisch-elegisches Gedicht ‚Griechenland, an Stäudlin‘.) Mitten im Terror wagte Desmoulins, einer der ältesten Revolutionskämpen, einen

„Gnadenauschuß“ anzuregen und sein Credo in das Volk zu rufen: ein Credo an „unsre Freiheit“, die „die Brüderlichkeit, die heilige Gleichheit“ sei. Das Stadium der Revolution sollte in den Status der Republik überführt werden: ein Hauptsatz des politischen Programms von Danton und Desmoulins. Dafür mußten sie Anfang April 1794 aufs Schafott. Am 27./28. Juli schließlich wurde an Dantons früherem Kampfgefährten und jetzigem Henker das Wort eines Girondisten, die Revolution fresse wie Saturn die eigenen Kinder, Wahrheit. Die Zeit des Terrors war vorbei; weiter ging der Existenzkampf der Nation und Republik gegen ihre Feinde draußen. Aus dem Verteidigungs- wurde freilich ein Expansionskrieg. An dessen großem Enderfolg hatte entscheidenden Anteil der junge Heros Frankreichs, der die Welt faszinierte und bewegte. Er setzte am 9./10. November 1799 das Direktorium ab und sich zum Ersten Konsul ein –, wie sein bisheriger Bewunderer Hölderlin schrieb: „eine Art von Diktator“. Die Ära der Revolution war zu Ende.

Bertaux hat den Deutschen bescheinigt, ihnen fehle zum vollen Verständnis Hölderlins „das eingefleischte Vertrautsein mit der Geschichte der Französischen Revolution und dem Revolutionspathos“. Das mag wohl sein. Wenn sich im folgenden ein Deutscher, der nicht einmal gelernter Historiker ist, bei Gelegenheit zu Phänomenen und Problemen der Revolution zu äußern wagt, so tut er es auf die Gefahr, sich bloßzustellen. Er kann sich allenfalls, ganz bescheiden, darauf berufen, daß er sich bei Entdeckung französischer Quellen für ‚Dantons Tod‘ von Büchner² – Quellen, die unmittelbar dem „Blutkessel“ von Paris 1793/95 entspringen – mit Vorgängen und Reden, Programm- und Kampfschriften der Terrorzeit befaßt hat. Zwar ohne „eingefleischtes Vertrautsein“, doch nicht ohne starke, ja stärkste Faszination.

I

1. Daß die Französische Revolution in ihren ersten Stadien und Jahren Hölderlin begeisterte, ist lang bekannt und anerkannt. Sie begeisterte ihn gleichermaßen als Aufbruch und Bewegung eines großen Volkes, das sich „erneuern“ wollte („régénération“ war ein Urwort der Revolution), und als Trägerin von Ideen, die der Menschheit galten. Davon zeugen eindrucksvoll die Tübinger Hymnen. Sie sind durchweht von Hoffnung auf „die neue Schöpfungsstunde“, durchhallt von hochgemutem Anruf an die brüderliche Menschheit, deren „Millionen knüpft der Liebe Band“. Wird hier ein Wiederhall des „Bundesfestes“

der Franzosen 1790 hörbar? – Die Briefe allerdings verraten lange nichts von der Ergriffenheit des Hymnikers. Wie fern vom „Zeitgeist“ klingt es doch im Frühjahr 1791, wenn er sich zu einem kontemplativen Lebensideal bekennt: es sei sein „höchster Wunsch – in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben – und Bücher schreiben zu können“³. Das war gewiß kein fester „Lebensplan“, markiert jedoch den einen Pol der Existenz des Dichters. – Erst gegen Ende 1791 fällt im Bereich der Briefe das Kernwort „Menschenrecht“: er habe sich, so schreibt er, von Rousseau „ein wenig über Menschenrecht belehren lassen“⁴. Der politisch-moralische Sinn und Wert des Wortes ergriff ihn aber, wenn nicht früher, schon im Jahr zuvor: die ‚Hymne an die Unsterblichkeit‘ beruft „die Starken“, die „den Despoten wecken, Ihn zu mahnen an das Menschenrecht“. Der Glaube an dieses und seinen Sieg ist es wohl vor allem, der des Dichters Blick nach Frankreich wandte. Im Juni 1792 sieht er in den Franzosen „die Verfechter der menschlichen Rechte“ gegenüber den Österreichern, von denen, wenn sie siegen, „schlimme Zeit“, schrecklicher „Mißbrauch fürstlicher Gewalt“ drohe⁵. In den Briefen ist dies das erste, zwar mittelbare, doch eindeutige Bekenntnis zur Idee der Republik. Diese aber schwebt nicht in der Luft, sondern nährt sich aus der Kraft republikanischen Menschentums – eines Menschentums, dem es, „wenn es sein muß, auch süß und groß ist, Gut und Blut seinem Vaterlande zu opfern“. So schreibt der Dichter gegen Ende 1792, ergriffen von dem das republikanische Leben besiegelnden Todesmut „der Helden, die in dem großen Siege bei Mons starben“⁶. –

2. Im Stift wie in der Karls-Akademie – darüber nachher – wurde die Saat republikanischer Gesinnung und Begeisterung genährt vom Gedanken an die „tyrannische Willkür“ Herzog Karl Eugens gegen Moser, Schubart, Schiller. Die Stifftler hatten aber – wenige Monate nach Anbruch der Revolution – auch unmittelbar die harte Hand des Herzogs zu spüren bekommen, und Hölderlin hatte darauf sehr spontan und heftig reagiert. Das läßt sich erweisen. Ende November 1789 bat er seine Mutter eindringlich, aus dem Stift ausscheiden und Jura studieren zu dürfen; sein „Temperament“ sei nun einmal nicht „für Druck und Verachtung“ geschaffen⁷. Am 15. Juni 1790 schrieb er, es sei „unbeschreiblich, unter welchem Drucke“ das Stift jetzt stehe⁸. Der Hintergrund ist erhellbar. Es war des Herzogs Eingriff in das Stift. Am 5. November 1789 fand er bei einem Besuch im Stift ein neues Steckenpferd für seine Reform- und

ment“ gesprochen. Er lehnt es als „vernünftiger Mensch“ wie auch aus „Ehrgefühl“ ab, sich „wider-sinnische, zwecklose Gesetze aufdringen zu lassen“, unter denen seine „besten Kräfte zu Grunde gehen würden“. Er weiß sich darin mit dem „größten und besten Teil“ der Repetenten und Alumnen einig, ist aber notfalls auch entschlossen, ganz auf sich gestellt zu handeln. Zuletzt erhebt er seinen Einzelfall ins Allgemeine, Exemplarische: „Wir müssen dem Vaterlande, und der Welt ein Beispiel geben, daß wir nicht geschaffen sind, um mit uns nach Willkür spielen zu lassen. Und die gute Sache darf immer auf den Schutz der Gottheit hoffen.“

In einem ganz persönlichen Bereich wirkt wohl auch hier der Gedanke an das „Menschenrecht“, das zugleich Menschenwürde ist. Eine solche selbstbewußt-entschlossene Haltung, eine solche Sprache ist wohl zum Teil Ergebnis des Gesprächs mit gleichgesinnten Freunden, zum Teil aber – das ist nur vermutbar – Frucht des Miterlebens der Selbstbefreiung eines großen Volkes, dessen Söhne „der Welt ein Beispiel“ gaben: ein Beispiel für die schöpferische Kraft des Glaubens an die Freiheit.

5. Im fünften, letzten Studienjahre Hölderlins nahm allem Anschein nach im Stift die Gärung zu (wie rings im Lande der Verruf des Instituts ob seiner „Ausartung“). Die Flucht eines „democrata“ erregte „Bewegung um Ostern“. Im August ging dem Herzog, von ihm dem Konsistorium, von diesem dem Inspektorat des Stifts eine Anzeige der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg zu, des Inhalts, daß im Stift „die Stimmung äußerst demokratisch sein solle, besonders aber ohne Scheu die französische Anarchie und der Königsmord öffentlich verteidigt werden“¹⁷. Das Inspektorat vernahm allein die Repetenten, nicht die Stifter selbst, und ging in seiner Antwort um den heißen Brei herum; es verlegte den Schwerpunkt von der Kernfrage, ob „die Stimmung äußerst demokratisch“ sei, auf beruhigende Auskunft über „Subordination“: man könne „dem Gerücht von demokratischer Denkungsart . . . nicht geradezu widersprechen“, wohl aber „behaupten, daß solche sich höchstens in Worten geäußert haben möge“, sich aber „auf Ruhe und Ordnung noch nicht“ im geringsten ausgewirkt habe. So ging die Sache wie das Hornberger Schießen aus, obwohl der Herzog seinen Verdacht auf „demokratische und anarchische Gesinnungen“ wie seinen Wunsch, „die Schuldhaften zur Strafe zu ziehen“, nicht fahrenlassen mochte. Man hätte wohl viele, darunter die Besten, belangen müssen. Ganz harmlos war die Sache sicher nicht.

Nur fragte sich's, welches Gewicht man schon der „Stimmung“, der Gesinnung und dem Worte beizulegen, ferner, welchen Einfluß auf das Leben und die Tat man der Gesinnung beizumessen habe. („Aber kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt, Aus Gedanken vielleicht geistig und reif die Tat?“) Von Hegel, dessen „Held“ im Stift Rousseau war, bezeugt sein vertrautester Studienfreund¹⁸, daß er „der begeistertste Redner der Freiheit und Gleichheit gewesen sei, und daß er, wie damals alle jungen Köpfe, für die Ideen der Revolution geschwärmt habe“. Präziser noch berichtet Ch. Th. Schwab 1846¹⁹:

„Hegel galt für einen derben Jakobiner, und auch Hölderlin war dieser Richtung zugetan.“

Diese Angabe – die die Brücke zurück zu Hölderlin bilden mag – ist zwar die einzige direkte Nachricht über sein „Jakobinertum“, die Quelle davon unbekannt; aber sie abschwächen zu wollen wäre leichtfertig und beschränkt. Das Wort ist als vollwichtige Münze hinzunehmen.

Gleich gewichtig ist aber ein Zusammenhang, den Schwab im Anschluß daran zeichnet und der im Hinblick auf Bertaux' zweite Hauptthese von Bedeutung ist: der Zusammenhang von „Altertum“ und Republik.

„Da die Idee eines Freistaates in Frankreich ins Leben getreten war, so glaubte sich eine Jugend, die in den Alten zu Hause war, berechtigt, die Wiederkehr ihrer aus der Vorzeit überkommenen Ideale von der Zukunft zu hoffen; . . . Hölderlin pflegte seinen Freunden, wenn ihn das Schicksal von denselben trennte, Treue zu schwören ‚bei den Gefallenen von Marathon‘²⁰ und verknüpfte überhaupt das Altertum, das lebendig vor seiner Seele stand, gerne bei jeder Gelegenheit mit der Gegenwart.“

Halten wir hier ein und blicken wir zurück, so ergibt sich: Bertaux' These, daß Hölderlin „ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution“ war, wird für seine Studienjahre durch fast alles hier Angeführte bestätigt, die These, daß er „ein Jakobiner war“, durch einiges gestützt. Daran ist, so scheint es, nicht zu rütteln.

Bertaux koppelt aber die beiden Begriffe: „ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution, ein Jakobiner“. Ist der zweite Begriff Erläuterung des ersten oder Steigerung? Wie dem auch sei: besteht die Koppelung zu Recht? – Bertaux meint ferner, Hölderlin sei „es im tiefsten Herzen immer geblieben“. Mit Recht? Das ist im folgenden zu prüfen.

1. Im zweiten Halbjahr 1793, vor dem Studienabschluß, sah Hölderlin mit einiger Sorge seiner „künftigen Bestimmung“ entgegen. Examenshalber hatte er „an der Galeere der Theologie zu seufzen“²¹ und empfand doch den „unüberwindlichen Trieb“, seine „Kräfte . . . mehr und mehr auszubilden“²². Meist verbrachte er die Tage still und eingezogen, im Wechsel rezeptiv und produktiv: „oft in der Gesellschaft der heiligen Muse, oft bei meinen Griechen“, dann „wieder in Herrn Kants Schule“²³. Philosophischer Gang wurde von dichterischer Phantasie beflügelt: „Götterstunden“ verlebte er „unter Schülern Platons“; im ‚Timaios‘ tat sich ihm „die Seele der Welt“ auf, im ‚Gastmahl‘ das Wesen der Liebe²⁴. Aus seinem „Leibstück“ aber, dem Gespräche Posas mit dem König, zog er die Kraft seiner Liebe zum „Menschengeschlecht“ und die Ahnung seines Berufes²⁵.

„Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig: unsere Enkel werden besser sein als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem, erwärmendem Lichte als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage . . . Dies ist das heilige Ziel meiner Wünsche und meiner Tätigkeit – dies, daß ich in unserm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden.“

Eine Fernliebe gleichsam. Wohl ist auch von „unserm Zeitalter“ die Rede, doch es gilt als Zeit nicht der Erfüllung, sondern der Vor- und Hinarbeit „auf bessere Tage“, auf „herrliche Früchte“ der jetzigen „Bestrebungen Einzelner“ (so in dem ausgelassenen Satz). „Freiheit“ bleibt ein höchstes Gut; ihr Kommen aber – man darf sagen: ihre Epiphanie – ist Postulat und wird in unbestimmte Zukunft projiziert: „die Freiheit muß einmal kommen“.

Von der „aktuellen“ Gegenwart fällt hier kein Wort. Und doch behielt der Dichter die Vorgänge in Frankreich, wo damals die Gironde unterging, in einem wachen Blick. Das läßt sich zeigen.

2. Anfang Juli schrieb Hölderlin seinem Bruder ein paar Sätze, deren letzter wichtig, aber nicht eindeutig erklärbar ist²⁶. Über Stuttgart hatte er aus Straßburg erfahren: „den 14. Julius, den Tag ihres Bundesfestes werden die Franzosen an allen Enden und Orten mit hohen Taten feiern“. Die „hohen Taten“

blieben aus. Es folgt der Satz: „Es hängt an einer Haarspitze, ob Frankreich zu Grunde gehen soll, oder ein großer Staat werden?“

Deutlich spricht auch hier die Liebe zu Frankreich als Republik mit; der Dichter wünscht, es möchte „ein großer Staat werden“. Worin jedoch bestand die Krise, die er meint? Man mag an Kriegereignisse denken: eben damals wurde Mainz, für beide Heere eine Schlüsselfestung, von den Preußen bombardiert und bald darauf zurückerobert. Man mag aber auch an schwere innere Kämpfe denken: die sich vollziehende Vernichtung der Gironde. Festgegründete Entscheidung ist kaum möglich. Immerhin sprechen vielleicht für den Bezug auf Parteikämpfe zwei folgende Äußerungen Hölderlins. (Wir greifen auf das Wort zurück in Abschn. 7.)

3. Am 13. Juli erdolchte Charlotte Corday, wie allbekannt, Marat, den Jakobiner, der die Vernichtung der Gironde betrieb und das Strafgericht, das Blutbad in Lyon angeregt hatte. Davon schreibt Hölderlin Ende Juli seinem Bruder²⁷. Für ihn ist der Ermordete „der schändliche Tyrann“. Dann fährt er fort, empört und feierlich zumal: „Die heilige Nemesis wird auch den übrigen Volksschändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe angeidehen lassen.“

Erinnern wir uns: in der ‚Weisheit des Traurers‘ werden die fürstlichen „Tyrannen“ als „Völkererschänder“ verdammt. Wer sind jetzt für Hölderlin neben dem Jakobiner Marat, der „der schändliche Tyrann“ ist, die „übrigen Volksschänder“?

Doch Hölderlin fährt weiter fort: „Brissot dauert mich im Innersten. Der gute Patriot wird nun wahrscheinlich ein Opfer seiner niedrigen Feinde.“

Erinnern wir uns: jener Mömpelgarder Demokrat, mit dem sich Hölderlin „ewig verbunden“ fühlte, nannte sich „bon patriote“. „Der gute Patriot“, der ihn „im Innersten dauert“, ist jetzt für Hölderlin Brissot: ein prominenter Führer der Gironde im Konvent, der sich in Wort und Schrift den Jakobinern widersetzte. Wer sind für Hölderlin seine „niedrigen Feinde“?

4. Die Prognose Hölderlins war richtig. Die Girondisten wurden ausgerottet (Bertaux sagt: „liquidiert“). Anfang Oktober bat Hölderlin von Nürnberg aus, wo er abseits saß, Neuffer²⁸: „Schreib mir doch, wenn Du früher das Nähere von dem Schicksale der Deputierten Guadet, Vergniaud, Brissot p. p. hörst.“ Es waren die Häupter der Gironde. Hölderlin fährt bitter fort: „Ach! das Schick-

sal dieser Männer macht mich oft bitter. Was wäre das Leben ohne eine Nachwelt?"

Hölderlin dachte also viel über die politische Rolle und „das Schicksal dieser Männer“ nach, nahm regen Anteil daran und erhoffte von der „Nachwelt“ die Rettung ihres Gedächtnisses, den Ausgleich ihres in seinen Augen bitteren und verbitternden Schicksals.

5. Halten wir kurz ein in der Revue der Äußerungen Hölderlins. Konnte so, wie wir es eben hörten, ein unentwegter „Jakobiner“ sprechen? Ein Mann, der – wir glauben Schwab – „dieser Richtung zugetan“ war, den aber jetzt „der gute Patriot“ Brissot „im Innersten dauert“: kann er „im tiefsten Herzen immer“ Jakobiner geblieben sein? „Im tiefsten Herzen“, sagt Bertaux; „im Innersten“, sagt Hölderlin. Nur ist der Bezug diametral verschieden. Wenn in seinem Herzen beide Empfindungen oder Gesinnungen nebeneinander wohnten, so war er ein Empfindungs- und Gesinnungsjongleur. Das war er nicht. Man sage nicht: Er hatte eben menschlich Mitleid mit Brissot. Nein, Brissot galt ihm als „der gute Patriot“, der für „die gute Sache“ seines Vaterlandes einstand. Man sage auch nicht: Nun ja, er distanzierte sich, vielleicht angewidert, von den Exzessen, den Blutorgien; „im tiefsten Herzen“ aber und im Geiste blieb er „immer“ Jakobiner.

Selbstverständlich kennt Bertaux die angeführten Äußerungen. Als Zitate jedoch führt er sie nicht ins Feld. Sie gehören aber unbedingt zur Sache. Sie mußten interpretiert, auf ihr Gewicht für die eine oder andere Schale der Waage geprüft werden. Bertaux erklärt summarisch: „Genauer definiert, entspricht Hölderlins Gesinnung derjenigen der Girondisten, die dem Jakobinismus, wie man in Deutschland fälschlich meint, nicht entgegengesetzt war. Die Girondisten vertraten den rechten, gemäßigten Flügel der Jakobiner, bis die ‚Montagnards‘, die zum Äußersten entschlossen waren, die bedrohte Republik zu retten, sie politisch und physisch liquidierten.“

Kaum wagt ein Deutscher, dem „das eingefleischte Vertrautsein“ fehlt, zu fragen: Vertraten die Girondisten wirklich – und vor allem: geraume Zeit hindurch – „den rechten, gemäßigten Flügel der Jakobiner“? Der Gegensatz der beiden Gruppen war teils ein sozialer: Bürgertum und Masse („Proletariat“), teils ein regionaler: Provinz und Metropole, großenteils jedoch ein innenpolitischer: hie Föderalismus, hie Zentralismus. – Ferner: Soll Bertaux'

Aussage, daß die Montagnards „zum Äußersten entschlossen waren, die bedrohte Republik zu retten“, bedeuten, daß sie die Girondisten darum „liquidierten“, weil diese die Republik bedrohten (oder auch nur den Montagnards zu bedrohen schienen)? So kann es sicher nicht gemeint sein. Denn die Girondisten waren nicht Feinde der Republik. Sie waren Republikaner so gut wie ihre Henker. Sie waren 1792 bereit, es mit ganz Europa aufzunehmen, um überall die Monarchie zu stürzen. (Daß die Wortführer der Jakobiner – man lese ihre Reden im ‚Moniteur‘ – über Bedrohung der Republik schrien und gegen deren Feinde wetterten, steht mindestens zum Teil auf einem andern Blatt: auf dem der Propaganda, der Demagogie. Daß in scharfen ideologischen Auseinandersetzungen dem Gegner die jeweils schwärzesten Gesinnungen und Absichten unterstellt werden, dürfte heute nicht mehr ungeläufig sein.)

6. Robespierres Hinrichtung schien Hölderlin „gerecht, und vielleicht von guten Folgen zu sein“. So schrieb er am 21. August 1794 seinem Bruder, im Ausdruck maßvoll, fast behutsam²⁹. Doch fügt er einen Wunsch hinzu, fast feierlich: „Laß erst die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden, kommen, was die Sache der Menschheit ist, gedeihet dann gewiß! Amen.“

Die „Sache der Menschheit“ also war es, um die es Hölderlin ging. Es war die Sache, deretwegen vor fünf Jahren das Volk von Frankreich aufgebrochen war. Zu ihrem Gedeihen hofft der Dichter jetzt „die Menschlichkeit und den Frieden“ herbei. Ist das im Zusammenhang mit dem Ende Robespierres und des Terrors anders zu verstehen als so, daß er „die Sache der Menschheit“ eben von Robespierre und seinem Anhang mehr verraten als vertreten sah? – Darin war Hölderlin über die Entfernung hinweg mit Hegel einig. Der schrieb am Heiligen Abend 1794 an Schelling, der Prozeß gegen Carrier habe „die ganze Schändlichkeit der Robespierroten enthüllt“³⁰. Wir erinnern uns: „Marat, der schändliche Tyrann“ und die „übrigen Volksschänder“.

7. Als „Freund der Freiheit und Gleichheit“ kam 1790 ein junger Deutscher nach Paris, wo er regelmäßig die Sitzungen der Verfassungs- und der Gesetzgebenden Versammlung besuchte, sich längere Zeit „mit großem Eifer bei den Verhandlungen der Jakobiner“ einstellte, mit vielen führenden Männern Verbindung aufnahm und die Entwicklung klaren, scharfen Blicks mitansah. 1792/93 publizierte er

Aufsätze in Archenholz' ‚Minerva‘, 1794 anonym ‚Bruchstücke aus den Papieren eines Augenzeugen und unparteiischen Beobachters der Französischen Revolution‘³¹. Es war der Schlesier Konrad Engelbert Oelsner, „ein Mann von Geist“, der gründlichere Untersuchung lohnen würde: Landsmann und Freund, Korrespondent und Gesinnungsgenosse Johann Gottfried Ebel in Frankfurt, der Mitte 1795 Hölderlins Freund wurde; 1796 Geschäftsträger der Reichsstadt Frankfurt in Paris, wohin ihm Ebel im September folgte; in spätern Jahren preußischer Legationsrat; für seine Zeit ein hervorragender Kenner der Revolutionsgeschichte, die, wie Zschokke sagt, vielleicht niemand „gründlicher, treuer und belehrender“ hätte schreiben können.

Heben wir kurz – gleichsam auf dem Gang zu dem Hauptpunkt, dessetwegen wir Oelsner einführen – einiges von seinen Urteilen auf. Er ist dabei, wie Robespierre in kleinem Kreis „über das repräsentative System herfällt“ und die „sehr gründliche Widerlegung“ eines Girondisten „durch verachtendes Stillschweigen“ erwidert. Er fürchtet von ihm eine „Katastrophe“, „wenn er seinen blutigen Eingebungen bis zum Ausbruche folgt“; er fürchtet früh schon eine „Diktatur“ des Jakobiner-Clubs, die „großes Unheil anrichten“ werde. Vom Mai 1792 an bleibt er den Club-Sitzungen fern. Sein Grund: „der Scharlatanerie, der Heuchelei, des Blutdurstes Robespierres seit lange müde, endlich nicht mehr den schauerhaften Anblick der Convulsionen des Fanatismus auszuhalten vermögend“.

Der Hauptpunkt: Oelsner stand den Girondisten nicht besonders nahe; dem Untergang der Gironde aber maß er symptomatische Bedeutung zu. Davon schreibt Georg Forster seiner Frau: „Oelsner meint, die Republik wäre nun mit Brissot und Vergniaud zu Grunde gegangen.“

Ein vernichtendes Urteil. Gewiß ein subjektives, vielleicht spontanes, von Empörung oder Depression des Augenblicks bestimmtes Urteil. Ob es richtig war, steht nicht zur Diskussion. Es geht um die entschiedene Meinung eines Kenners, der scharf und nüchtern hinab in die Arena blickte, an deren Ausgang das Schafott der Girondisten wartete.

Für Oelsner hieß der Untergang der Gironde: Untergang der Republik – der Republik als Hort der Freiheit. Ist es eine zu gewagte Vermutung, daß dies auch die Meinung seines Freundes Ebel war, der mit seiner Hilfe damals ‚Emanuel Sièyes' Politische Schriften‘ übersetzte, mit einem Lebensabriß des von beiden hochgeschätzten Politikern, der nach dem Terror wieder aus dem Schatten trat?

Doch dies nur im Vorübergehen, zumal Ebel erst 1795/96 Freund Hölderlins wurde. Von diesem wurden Äußerungen aus dem Sommer 1793 angeführt. Ist es ein labiler Analogie-Schluß, wenn man diese dahin deutet, daß auch ihm, wie Oelsner, angesichts der „unmenschlichen Entwürfe“ der „Volksschänder“ der Untergang der Gironde den Untergang der „Republik“ bedeutete? Daß ihm in der Agonie der Gironde aufging, es hänge jetzt „an einer Haarspitze, ob Frankreich zu Grunde gehen soll“ – Frankreich als Republik, als Vor-Ort der Freiheit? Wir mußten dieses Wort als nicht eindeutig erklärbar stehen lassen und können es daher auch jetzt nicht wie ein sicheres Beweisstück handhaben. Aber ist es ganz abwegig, es auf eine Krise der Republik – eine Krise auf Leben und Tod – im Todeskampf der Girondisten zu beziehen?

8. Damit ist der wesentliche Punkt erreicht. Die Republik und das von ihr verbürgte „Menschenrecht“, die Republik und die mit ihr verbundene, von ihr geschaffene, aber auch umgekehrt sie durch die Kraft der Geister und der Herzen immer neu belebende Freiheit: dies lag Hölderlin schon früh, für immer und zutiefst am Herzen. Er war und blieb – darin stimmen wir mit Bertaux überein – „im tiefsten Herzen“ Demokrat, Republikaner. „Jakobiner“ war er allenfalls in Tübingen vorübergehend – er „war dieser Richtung zugetan“ –, wohl mehr der revolutionären Stimmung als dem strengen, „linientreuen“ Dogma nach. Als die „Republik“ – als Hort der Freiheit – von den radikalen Jakobinern depraviert wurde, wandte er sich empört von ihnen ab. Ein Brissot erschien ihm – sicher stellvertretend – als „der gute Patriot“. Wir denken aber nicht daran, den Dichter nun als „Girondisten“ auszurufen. Es geht hier weder um den „Jakobiner“ noch den „Girondisten“ Hölderlin. Es geht um den Republikaner – und die Art seines Republikanertums, d. h. um dessen Verhältnis zu seinem Dichtertum. Hölderlin war ein Republikaner, der es je länger je entschiedener als seine „Bestimmung“ ansah, durch das dichterische Wort, durch Berufung ewiger Mächte des individuellen und gemeinschaftlichen Lebens Bleibendes zu stiften und so „das Reich der Finsternis“ zu bannen – der aber auch bereit war, „wenn es sein muß“ und „wenn das Reich der Finsternis mit Gewalt einbrechen will“, die Feder wegzuerwerfen und „in Gottes Namen“ (das ist sicher mehr als abgegriffene Formel) dahin zu gehen, „wo die Not am größten ist“³².

Als in Frankreich der Terror die Freiheit tödlich

gefährdete, gab der Dichter seinen Glauben an ihre Verwirklichung nicht auf, projizierte aber diese in die Zukunft: „die Freiheit muß einmal kommen“. Er erhoffte für „die Sache der Menschheit“ und ihr Gedeihen „die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden“ (wie später auch sein Freund Karl Philipp Conz in einem Zeitgedicht den Kriegsgott seine „Sühne“ ablegen läßt „im Angesichte der Gottheiten des Friedens und der Menschlichkeit“)³³. Seine Haltung blieb aber wahrlich nicht beschränkt auf die nebulose Erwartung eines geschichtlichen Prozesses (oder eines übergeschichtlichen „Gnadenaktes“ der Gottheit). Er tat das Seine, „hinzuarbeiten auf bessere Tage“. Er tat es – mit dem vorhin betonten Vorbehalt, notfalls auch anderes zu tun – durch die Sprache. Die gab ihm „der Gott ... ins Herz“³⁴. (Um so stärker sein Verantwortungsbeußtsein: er wurde der schärfste Feiler der eignen Sprache, den die deutsche Dichtung kennt.) „Du wirst Erzieher unsers Volks sein“, sagt Diotima zu Hyperion³⁵. Es war der eigne Wunsch des Dichters, der mit seinem Roman „die Liebe der Deutschen“ gewinnen wollte. Er begriff dabei und löste auf seine Weise ein Grundproblem moderner Existenz: das Problem, wie sich Kosmopolitismus, Liebe zum „Menschengeschlecht“, und Liebe zum „Vaterland“ vertragen. Für Hölderlin waren sie, wie alles Lebendige, „harmonisch-entgegengesetzt“. Das ist jedoch ein weites Feld, so weit, daß es zu andrer Zeit begangen werden muß.

9. Mit Recht mißt Bertaux der Freundschaft Hölderlins und Sinclairs, die großenteils ein Bund politischer Gesinnung war, hohe Bedeutung zu. Er läßt sich jedoch, was hier nicht mehr weiter auszuführen ist, durch eine, wie man wohl auch ohne Beweis sagen darf, schiefe Deutung des Sinclair geltenden Gedichts ‚An Eduard‘ auf einen Abweg leiten und übersieht darüber fast ganz die tiefen Unterschiede in Wesen und Haltung der beiden Freunde, die gelegentlich zu Spannungen und, von seiten Hölderlins, zur Abgrenzung des ihm eigenen Bereiches gegen Ansprüche, ja An- und Übergriffe Sinclairs führten.

Am 10. Mai 1799 schrieb Hölderlins und Sinclairs Freund Böhlendorff aus Homburg einem jungen Schweizer einen Brief, der, zum größten Teil noch unveröffentlicht, Einblick in die Gedanken und Gespräche der Homburger Freunde gibt. Einige Sätze sind schon publiziert. Sie lauten³⁶: „Ich habe hier einen Freund, der Republikaner mit Leib und Leben ist – auch einen andern Freund, der es im Geist

und in der Wahrheit ist – die gewiß, wenn es Zeit ist, aus ihrem Dunkel hervorbrechen werden.“

Zwei abgegriffene Wendungen: „mit Leib und Leben“ – „im Geist und in der Wahrheit“. Aber sie zeichnen, auf dem Hintergrund verbindender republikanischer Gesinnung, unübertrefflich klar den Unterschied der Lebens- und der Denkungsart der beiden Freunde. Der „Aktivist“ und der „Erzieher unsers Volks“.

Derselbe Böhlendorff veröffentlichte 1802 in seinem Poetischen Taschenbuch ein (wie es scheint, noch nie beachtetes) Freundes-Gedicht. Die Verse sind, wie viele des allzuleicht Fertigen, schlecht, in unserem Zusammenhang jedoch von symptomatischer Bedeutung, vielleicht gar von entscheidendem Gewicht. Hier einige Strophen daraus.

„Eile, Freund! aus tapfrer Brust Wecke kühne Taten; Freudlos-öde liegt die Welt, Die dem Sklaven nur gefällt ... Eile, Freund! und gib der Tat Göttlich-hohe Kunde, Du mein Adler, ich dein Schwan, Sieh! die Wolken machen Bahn. – Der erneuten Erde Keim Ruht in dunkeln Grüften; Treibend, schwellend aus dem Schoß Harter Felsen bricht er los.“

Die Schlußstrophe:

„Heilger Held der künftgen Zeit, Heut will ich dich grüßen; Morgen wird mein Lied verwehn, Doch dein Lorbeer nicht vergehn!“

„Du mein Adler, ich dein Schwan“: der Adler als Symbol des kühnen Täters, der Schwan dagegen als Symbol des Sängers, der den Täter wenn nicht in Person, doch „mit Gesang“ begleitet: so Hölderlin in dem Gedicht an Sinclair, von dem bedenkenlos auch der Schluß herangezogen werden darf. Da feiert und bittet der Sänger den Freund, unter Anklang an das Bild des Adlers:

„Es regt sein Sturm die Schwingen dir auf, dich ruft, Dich nimmt der Herr der Helden hinauf; o nimm Mich du! mit dir! und bringe sie dem Lächelnden Gotte, die leichte Beute!“

„Heilger Held der künftgen Zeit“ ist für Böhlendorff der Angeredete. Das Gedicht trägt die Widmung „An S.“ Wer kann das sein als Sinclair? Überschrieben aber – programmatisch überschrieben – ist es: ‚Gesang und Tat‘.

In einem also sind hier der Bereich der Tat und der des Gesangs vereinigt und geschieden: „harmonisch-entgegengesetzt“. Böhlendorff meint Sinclair und sich selbst. Er geht jedoch auf einer Denkbahn Hölderlins. Sein Brief eröffnet, wie gesagt, Einblick in einen wichtigen Gedanken- und Gesprächsbereich der Freunde. Die gleiche Bedeutung dem Gedichte beizumessen und es – mutatis mutandis – auf Hölderlin – sein Selbstverständnis als Dichter und sein Ver-

hältnis zu Sinclair zu übertragen: ist das zu gewagt? Wir denken nicht. ‚Gesang und Tat. An S.‘ ist, wenn als Gedicht auch noch so schwach, als Ausdruck einer Haltung doch ein Gegenstück zu Hölderlins so mächtiger wie subtiler Ode ‚An Eduard‘ = An Sinclair. Nochmals: Der Täter und der Sänger, der „Aktivist“ und der „Erzieher unsers Volks“. Das war Sinclair, das war Hölderlin. Sie standen in Einem großen Bereiche: dem Bereich der Freiheit, die sie so lauter wie leidenschaftlich als Republik verwirklicht sehen wollten; aber durch diesen Bereich verläuft eine deutliche Grenze, die Hölderlin gelegentlich in Brief wie Vers markiert. Er kennt ein „Maß, allen gemein, doch jeglichem auch ist eignes beschieden“. Hölderlin und Sinclair: die beiden stehen für Urformen menschlichen Lebens in der Gemeinschaft. Auch sie waren einander „harmonisch-entgegengesetzt“, wie im Roman Hyperion und Alabanda, wie im ‚Empedokles‘ Panthea und Delia. Doch einer bedurfte des andern.

III

„Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage“: so schrieb der Dichter im September 1793. Das Wort ist schon zitiert. Wir schlagen von ihm die Brücke zu einer späten Äußerung.

„Ich mag die nahe oder die längstvergangene Zeit betrachten, alles dünkt mir seltne Tage, die Tage der schönen Menschlichkeit, die Tage sicherer, furchtloser Güte, und Gesinnungen herbeizuführen, die ebenso heiter als heilig, und ebenso erhaben als einfach sind. – Dies und die große Natur in diesen Gegenden erhebt und befriediget meine Seele wunderbar.“

So schrieb Hölderlin aus Hauptwil im Februar 1801, als er die Nachricht des Friedens von Lunéville erhielt³⁷. Was ihn beim Frieden am meisten freute, bekannte er gleich darauf seinem Freunde Landauer in Stuttgart³⁸: „daß mit ihm die politischen Verhältnisse und Mißverhältnisse überhaupt die überwichtige Rolle ausgespielt und einen guten Anfang gemacht haben zu der Einfalt, welche ihnen eigen ist; am Ende ist es doch wahr, je weniger der Mensch vom Staat erfährt und weiß, die Form sei, wie sie will, um desto freier ist er. – Es ist überall ein notwendig Übel, Zwangsgesetze und Exekutoren derselben haben zu müssen.“

Konnte so ein „Jakobiner“ sprechen, der „es im tiefsten Herzen immer geblieben ist“? Die Frage ist durchaus nicht bloß rhetorisch, die Antwort darauf gar nicht einfach. Als Jünger Rousseaus erträumten

und erstrebten wohl auch die Jakobiner, was Hölderlin die den gesellschaftlichen Verhältnissen eigene „Einfalt“ nennt. Für einen Robespierre war solche „Einfalt“ einig mit der „Tugend“, die für ihn „die Seele der Republik“ war. In der Entwicklung der Revolution jedoch, so scheint es uns, wurden gerade die Jakobiner zu Gesetz- und Staatsfanatikern, und die Brücke dahin war vielleicht – vielleicht! – gerade jener Tugend-Fanatismus. Man lese im offiziellen ‚Moniteur‘ die Reden ihrer Führer: wie es da blitzt von Wendungen wie „das Schwert des Gesetzes“ – ein Jargon, den Georg Büchner genial erfaßt und nachgebildet hat.

Hölderlin war nie Gesetz- und Staatsfanatiker. Die angeführten Sätze sind das Siegel einer Auffassung, die ihn seit je beherrschte. Sein Hyperion entzweit sich über der Frage nach der Macht und der Rolle des Staates mit Alabanda, dem er sagt³⁹: „Du räumst dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geist, das läßt sich nicht erzwingen. Das laß’ er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlag’ es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte. – Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.“

Die Frage, gegen wen sich Hölderlin in diesen Sätzen wendet, kann hier nicht verfolgt werden. – Schon in den Tübinger Hymnen wird das „Gesetz“ der schöpferischen Kraft der „Liebe“ nachgeordnet und, wenn es allein herrschen will, als Gefahr für das Leben verurteilt. Die Göttin der Freiheit sagt in der ihr gewidmeten Hymne:

„Keck erhob sich des Gesetzes Rute,
Nachzubilden, was die Liebe schuf“⁴⁰;

in der ‚Hymne an die Muse‘ heißt es:

„Ode stehn und dürre die Gefilde,
Wo die Blüten das Gesetz erzwingt.“⁴¹

In dem Brief an Landauer schließt der Dichter sein Bekenntnis mit dem Satze: „Mit Krieg und Revolution hört auch jener moralische Boreas, der Geist des Neides auf, und eine schönere Geselligkeit als nur die ehern-bürgerliche mag reifen!“⁴²

Ein Satz, vor dem die Frage nach möglichen geschichtlichen Zusammenhängen wohl einmal verstummen darf. Hier liegt, so will uns scheinen, ein Vermächtnis Hölderlins, das noch einzuholen ist.

„Eine schönere Geselligkeit als nur die ehern-bürgerliche“: lassen wir sie reifen. Tun wir das Unsre, daß sie reifen kann.

Anmerkungen

Die Große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, nach der Gedichte, ‚Hyperion‘ und Briefe angeführt sind, wird nicht jedesmal genannt: bei Dichtungen wird nach Band, Seite und Vers bzw. Zeile zitiert, bei Briefen (Bd. 6) und Dokumenten (Bd. 7) nur nach Nummer und Zeile; B heißt dabei Brief, D Dokument. Die Schreibung ist modernisiert.

¹ Du nouveau sur Hölderlin, *Etudes Germaniques* 20, 172–177. – ² Unbekannte franz. Quellen für ‚Dantons Tod‘ von G. Büchner, in: A. B., *Forschung u. Deutung*, Frankf. 1966, 346–393. – ³ B 43, 21–23. – ⁴ B 47, 30 f. – ⁵ B 51, 20–23. – ⁶ B 55, 25–27; vgl. den ganzen Zusammenhang. – ⁷ B 27, 6–9. – ⁸ B 33, 7 f. – ⁹ D 66. – ¹⁰ Vgl. A. B., *Höld. u. das Stift im Nov. 1789*, in: Glückwunsch aus Bebenhausen, W. Hoffmann z. 50. Geburtstag, 1951, 18–33. ¹¹ Bd. 1, 97 u. 399. – ¹² Kiel 1854, 45–51: „Schwärmerei für die Französische Revolution“. – ¹³ D 104, 1 f. u. 7 f. In Z. 9–12 ist auch „die Auf-

regung der Studierenden“ durch den Standort eines Emigrantencorps in dem nahen, noch vorderösterreichischen Rottenburg erwähnt. – ¹⁴ D 90. – ¹⁵ B 49, 12–40, bes. 20–22 u. 37–40. – ¹⁶ D 86. – ¹⁷ D 102. – ¹⁸ Leutwein; s. D 105, 3–6. – ¹⁹ D 103, 1–5, 7–11, 14–18. – ²⁰ Bei Schwab steht der Schwur im griechischen Wortlaut. – ²¹ B 62, 2 f. – ²² B 66, 6 u. 11 ff. – ²³ B 57, 39 bis 42. – ²⁴ B 60, 12–26. – ²⁵ B 65, 10, 15–27, 51 f. – ²⁶ B 58, 1–5. – ²⁷ B 61, 1–6. – ²⁸ B 67, 30–33. – ²⁹ B 86, 70–73. – ³⁰ Briefe von u. an Hegel, hg. v. J. Hoffmeister, Bd. 1, 12. – ³¹ Ex. der Staats- u. UB Hamburg. Oelsner als Vf. erkannt und gezeichnet von Alfr. Stern, K. E. O.’s Briefe u. Tagebücher, eine vergessene Quelle der Gesch. der Franz. Revolution. *Dte Zs. f. Geschichtswissenschaft* Bd. III, Jg. 1890 Bd. 1, 100–127. – ³² B 55, 25; B 172, 208–211. – ³³ ‚Des Kriegsgottes Sühne‘, in Fr. Haugs *Taschenbuch: Für Geist und Herz* 1801, S. 105–108. – ³⁴ Bd. 1, 312, 27 f. – ³⁵ Bd. 3, 89, 20. – ³⁶ Mitget. in Bd. 6, 572, 26–29. Der ganze Zusammenhang des Briefes, der mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ beginnt, steht als D 229 in Bd. 7, 2. – ³⁷ B 228, 12–18. – ³⁸ B 229, 50–56. – ³⁹ Bd. 3, 31, 9–32, 3. – ⁴⁰ Bd. 1, 140, 49 f. – ⁴¹ Bd. 1, 136, 57 f. – ⁴² B 229, 57–59. Berteaux’ Vortrag wird als Ganzes im Hölderlin-Jahrbuch 15, wohl im Frühjahr 1969, erscheinen, ebenda eine erweiterte Form des hier vorgelegten Aufsatzes.

Dr. Walter Supper zum 60. Geburtstag

Mit einem stattlichen Gratulationsstrauß in kräftigem Farben, die lauter bodenständig echte schwäbische Ehrerbietung und Herzlichkeit ausstrahlen, machen wir uns auf den Weg in die urgemütliche, von ihm selber durchgeformte Häuslichkeit von Dr. Walter Supper in der Turmstraße zu Esslingen am Neckar. Dort in Esslingen ist er am 9. September 1908 geboren und zeit lebens Esslinger, Zwieblinger geblieben. Dort im schwäbischen Raum hat er tief Wurzel geschlagen, dort hat er sich stämmig entfaltet zugleich mit einem offenen Blick ins Weite hinein, und die „Schwäbische Heimat“ hat allen Anlaß, ihm aus lebenslangen Verbundenheiten heraus jetzt ein herzhaftes Wort zu sagen. Das bloß Förmliche lassen wir bei dieser unserer Cour aus dem Spiel, das schätzt er nämlich nicht. Wir könnten sonst einen schlagfertigen Spruch zu hören kriegen; den hat er auf Lager, wenn ihm etwas quer kommt. Im übrigen aber ist der Humor Stammgast in seinem Hause, von dem Paula Rümelin in ihren trefflichen Sinnsprüchen sagt: Verliert der Mensch den Humor und damit seine eigentliche Überlegenheit über die Welt, so wird er kopscheu und verstrickt sich in heillose Spinnweben.

Der Jubilar ist oberhalb der Esslinger Frauenkirche, die in einem ganz besonderen Sinn zu ihm gehört und er zu ihr, ihr nächster Nachbar. Charakteristisch ist im Innern seines Hauses seine Hausorgel und auf ihr die Inschrift: Die Orgel – meine Freud. Die vier Worte umschreiben von einer wesentlichen Seite her seinen Lebensinhalt, dem ein ganz intensives Weiterforschen und Weiterdienen unermüdlichster Art schließlich in internationalem Rahmen bis heute gewidmet war. Wenn Walter Supper in seiner Schulzeit im Georgii- und

Schelztorgymnasium schon auf der Orgelbank saß und dort gelegentlich den Organisten vertrat, so konnte das, von außen gesehen, immer noch wie bei vielen in diesem Alter eine Liebhaberei sein, die später von anderer Berufsarbeit her in den Hintergrund verdrängt wurde. Er hat denn auch nach dem Abitur auf der Technischen Hochschule sich der Architektur zugewandt. Ausgezeichnete Lehrmeister wie Schmitthener, Bonatz und Fiechter sind ihm dort Wegweiser gewesen, und er ist Architekt geworden und geblieben.

Aber er ist schon im zweiten Jahr seines Studiums zugleich Schüler von Professor Arnold Strebel an der Stuttgarter Orgelschule geworden und hat auch dort abgeschlossen. Und die Doktorarbeit des Sechszwanzigjährigen über „Architekt und Orgelbaumeister – Wege zu neuen Orgelgestalten durch die Orgelbewegung“ zeigte denn auch schon unzweideutig, daß sich die beiden Interessengebiete für ihn verschmolzen hatten. Seine Lebensarbeit ist aus diesem doppelten Ansatz heraus in ihrem Kern eine Einheit geworden. Das anders ausgerichtete Studium der Architektur und das stetig wachsende Verständnis für den Orgelbau griff in entscheidenden Fragen ineinander; der Orgelbauer und der Architekt haben gemeinsame Aufgaben zu lösen und es ist oft genug in unserem Land ein Glück gewesen, daß da einer war, der auch in einer zwispältigen komplizierten Situation für beide Erfordernisse ausgezeichnete Lösungen fand. Die im Bau befindliche mächtige Orgel im Ulmer Münster wird das noch einmal beweisen; ich denke aus unserer gemeinsamen Esslinger Zeit an die Kirchen in Deizisau und Oberesslingen, wo es sich vom Kirchenraum her, von